

Wächter an der Strecke

Protokoll des Sondergerichts Breslau vom 10.X.43

von Eva Siewert

aus: Die andere Zeitung 1956 (Jg. 2), Nr. 45, S. 15.

Sie können von mir nicht verlangen, daß ich das alles verstehe. Ich verstehe von diesen Dingen nichts, und das ist meine Verteidigung. Ich weiß noch nicht einmal, wie ich Sie anreden muß. Sind Sie, meine Herren, Geschworene oder sind Sie Verschworene? Sind Sie, meine Herren, Richter oder meine Hinrichter?

Ich bin nur ein einfacher Streckenwärter. Ich wohne in einem kleinen Häuschen an einer zweigleisigen Eisenbahnstrecke, an der früher nur Güterzüge vorbeierollten. Ich habe eine Wohnstube und eine Küche und dann den Signalraum natürlich. Ein Schaltbrett mit Hebeln für die Streckensignale und die Barrieren an der Landstraße und den Morsetelegraphen.

Sehen Sie, darin kenne ich mich aus. Ich kann alle Glockentöne und Summsignale voneinander unterscheiden. Ich kann mit verbundenen Augen morsen und mit verbundenen Augen eine Botschaft aufnehmen, die von irgendwo da draußen von einem der großen Bahnhöfe kommt. Dort haben sie Anlagen, hundertmal so groß und kompliziert wie meine. Ich weiß nicht, ob Sie das schon einmal gesehen haben. Man möchte den ganzen Tag daran sitzen und beobachten, wie die vielen bunten Lämpchen und Zeichen aufleuchten, und wie es surrt und summt und läutet.

Auf eine große Station wollten sie mich nicht nehmen, weil ich nur auf die Dorfschule gegangen bin, und sie meinten, ich passe genau in das kleine Häuschen an der Güterbahnstrecke nach Oberschlesien. Da haben sie mich dann

hineingesetzt, und da sitze ich nun schon seit mehr als zwanzig Jahren und war immer glücklich dabei.

Denn, sehen Sie, ich habe ja auch das Gärtchen mit den Sonnenblumen und dem Phlox. Wenn Sie mal meinen Phlox gesehen hätten, würden Sie begreifen, daß ich mich nicht viel um das kümmern mag, was in der Welt geschieht, so schön ist er, und meine Sonnenblumen – die bewundern sogar die Bauern, wenn sie manchmal bei der Heu-Ernte kurz zu mir hereinschauen.

Aber die Bauern haben mir auch nichts von all dem erzählt, was ich, nach Ihrer Meinung, meine Herren, wissen müßte. Die Bauern haben nie von Politik mit mir gesprochen. Die Bauern sprachen immer nur über das Wetter, die Ernte, ihre Kühe oder die Preise auf dem Markt. Und dann haben sie mir auch manchmal im Tausch etwas mitgebracht, wenn ich darum gebeten hatte.

Dann geschah eines Tages das, was mein Verbrechen sein soll. Sie haben mir auch eine Botschaft gesandt, ich solle mir einen Rechtsanwalt nehmen, der mich richtig verteidigen kann.

Was ich getan habe, läßt sich ganz leicht erzählen, und sicherlich hätten Sie ebenso in meiner Lage gehandelt, denn das ist kein Verbrechen, sonst muß alles, was sie uns in der Dorfschule und vor der Kommunion gesagt haben, falsch sein.

Man hat mich gelehrt, daß ich Wächter an der Strecke bin und auf alles aufpassen muß, was mir an Unregelmäßigkeiten auf der Strecke auffällt: Wenn etwas Ungewöhnliches geschieht, muß ich das Hindernis nach eigenem Gutdünken beseitigen.

Nun lag an jenem Mittwochnachmittag, als ich die Strecke abging, ein verwundeter Mann auf dem Bahnkörper. Er war noch bei Bewußtsein, als ich ihn fand, und er hat mir noch sagen können, daß er aus dem Zug gefallen sei, daß ich aber keinen Arzt herbeirufen und überhaupt niemandem melden solle, daß er hier läge.

Ich sagte: „Aber hier darf ich Sie nicht liegen lassen. Es kommen ja noch andere Züge.“

Er sagte: „Ich will versuchen, bis in Ihr Haus zu gehen, wenn Sie mich ein wenig stützen. Ich bin wohl mehr am Kopf als an den Beinen verletzt.“

Ich sagte: „Das können wir ja versuchen. Aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen soll, denn ich verstehe nicht viel von Medizin, und außer etwas Pflaster und Gaze habe ich nur Kamillentee zu Hause. Ist es nicht doch besser, wenn ich der Station funke, sie sollen einen Arzt mit einem Auto herschicken?“

„Nein“, sagte der Mann, „ich sterbe ohnehin, und ich möchte hier draußen in Frieden sterben, wenn Sie es mir erlauben, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich hier irgendwo in den Feldern verscharren, ohne ein Wort darüber zu reden.“

Das erschien mir allerdings sonderbar, und ich verspürte ein leises Mißtrauen, daß da etwas nicht stimmen könne. Darum fragte ich ihn: „Haben Sie denn etwas verbochen, daß Sie fliehen mußten?“

Der Mann erwiderte: „Fliehen mußte ich, aber verbochen habe ich nichts, das schwöre ich bei Gott, und dem Schwur eines Sterbenden dürfen Sie schon vertrauen.“

Das klang so, daß ich es glauben mußte, und der Mann sah auch nicht aus wie ein Verbrecher. Aber darin kann man sich ja täuschen. Deshalb fragte ich den Mann noch, während wir sehr langsam auf mein Häuschen zuwanderten: „Warum mußten Sie denn fliehen, wenn Sie doch nichts verbochen haben? Warum hatten Sie denn Angst?“

Er antwortete leise: „Weil ich Jude bin“.

Meine Herren, ich erinnerte mich nur ungefähr, daß ich als Kind im Religionsunterricht gehört hatte, die Juden lebten im Heiligen Land, und unser Erlöser wäre auch einer gewesen. Aber ich wußte nicht, wieso die Juden jetzt auch in unserem Lande lebten, und daß hier überhaupt welche lebten. Denn ich hatte nie

etwas davon gemerkt. Und unsere Bauern haben wohl auch nie etwas davon gemerkt, sonst hätten sie mir doch wenigstens einmal davon erzählen müssen. Das haben mir aber erst die Gefangenen in den letzten sechs Wochen in der Zelle erklärt.

Ich hatte aber auch in der Religionsstunde und vor der Kommunion gelernt, daß ein Christ immer einem anderen Menschen helfen soll, vor allem, wenn er krank, schwach, alt oder verwundet ist, ganz gleich, welche Hautfarbe er hat, oder welche Sprache er redet.

Ich brachte den Juden also in mein Häuschen und legte ihn auf mein Bett und kochte ihm auf alle Fälle einen Kamillentee, denn das kann nie schaden. Auch bekam er einen kalten Umschlag auf den Kopf. Ehe er das Bewußtsein verlor, erzählte er mir noch, daß die Juden in unserem Land seit einigen Jahren verfolgt würden. Man fahre sie in Güterzügen in große Lager im Südosten, und dort töte man sie.

Da verstand ich zum erstenmal, wieso seit mehreren Monaten aus den Güterzügen, die sonst nur Vieh transportierten, menschliche Laute und Stimmen zu hören waren. Aus solch einem Viehwagen war der Mann während der Fahrt abgesprungen, und darum habe ich ihn verwundet auf der Strecke gefunden, die ich zu bewachen hatte und für die ich verantwortlich war.

Sie können mir nun wohl vorwerfen, daß ich gegen alle Vernunft keine ärztliche Hilfe herbeirief. Aber das ist es ja gar nicht, was Sie mir vorwerfen. Außerdem wollte er doch so gern in meinem Häuschen oder an der freien Strecke sterben und in diesen schönen stillen Feldern beerdigt werden. Auch könne ein Arzt nicht mehr helfen, sagte er.

Daß dies stimmte, sah ich wohl. Denn bevor der Mann sein Bewußtsein verlor, hatte er sich noch erbrochen, und das war alles voller Blut. In großen Stücken brach er Blut aus. Da konnte auch kein Kamillentee mehr helfen. Es mußte wohl eine schwere innere Verletzung sein, und ich wundere mich immer

heute noch darüber, daß der Mann weder klagte noch stöhnte. Er hatte im Gegenteil ein ganz heiteres und zufriedenes Gesicht, als fühle er sich so wohl wie seit langem nicht. Und mit diesem verklärten Gesichtsausdruck ist er dann auch nach dreieinhalb Stunden, ohne irgendeinen Laut von sich zu geben, gestorben.

Ich habe ihn in meinen Garten getragen – sehr mager und federleicht war er – und neben den Phloxstauden, die gerade so herrlich blühten, begraben, wie er es sich gewünscht hatte. Man soll ja wohl den letzten Wunsch eines Sterbenden erfüllen.

Am nächsten Tage kam dann die Morserückfrage von der Station, ob ich an oder in der Nähe meiner Strecke einen verdächtigen Mann gesehen oder vielleicht einen Verletzten gefunden hätte. Da der Jude ja nun tot war, sah ich keinen Grund dafür, warum ich nicht die Wahrheit sagen sollte. Also habe ich sie gesagt.

Und jetzt klagen Sie mich an, meine Herren, wegen Begünstigung des Feindes, Hochverrat und umstürzlerischer Umtriebe gegen Staat, Regierung und die von ihr geschaffenen Gesetze und Einrichtungen.

Meine Herren Verschworenen, meine Herren Richter – das verstehe ich nicht. Und wieso steht denn die Todesstrafe auf dem, was ich getan habe? Ich habe nur meine Christenpflicht und meine Pflicht als Wächter an der Strecke getan.

Trotzdem klagen Sie mich an. Hier in der Anklageschrift steht wörtlich: weil dieser Mann ein Jude war. Meine Herren, unser Heiland war auch ein Jude, und seine Kirchen stehen noch, und es finden darin immer noch Gottesdienste in seinem Namen statt. Auch hat mir der Gefängnisgeistliche gesagt, daß die Lehre unseres Heilands noch nicht widerrufen und auch noch nicht abgeschafft ist, nur daß sie und ihre Anwendung den Juden gegenüber nicht mehr gilt. Aber ich weiß, daß ich nicht anders handeln durfte und auch niemals anders handeln würde, als ich gehandelt habe.

Ich habe mein Häuschen geliebt, meinen Phlox und meine Sonnenblumen, die Signale von der Strecke und den Morsetelegraphen. Aber ich sehe nur selten Menschen, und darum vielleicht liebe ich auch sie, wenn sie gut zu mir sind und mir jedenfalls nichts Böses antun. Ich liebe die Menschen am meisten, wenn sie hilflos und schwach sind. Ich fühle, daß ich dann einen Sinn habe. Den einen Sinn: die Strecke zu bewachen, damit ihnen nichts zustoßen kann.